

Georg Koeniger
TRAUER IST EINE LANGE REISE

GEORG KOENIGER

TRAUER IST EINE
LANGE REISE

Für dich auf den Jakobsweg

Mit einer Karte

MALIK

Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.malik.de

Für Hanna



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

ISBN 978-3-89029-467-4

© Piper Verlag GmbH, München/Berlin 2015

Redaktion: Matthias Teiting, Dresden

Karte: Marlise Kunkel, München

Satz: seitenweise, Tübingen

Litho: Lorenz & Zeller, Inning a. A.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

INHALT

Jakobsweg wider Willen	7
Trauerspiel	19
Frau Sch. ist auf der Terrasse	34
Eine Million Totpunkte	45
Anwesende und Abwesende	57
Der Geist des Pilgers	71
Ich töte wieder Ameisen	80
Zugfahrten	85
Die Jahreszeiten der Trauer	93
Überlebenskünstler	104
Dem Himmel nahe	115
Es bleibt eine Nabe zurück	128
Gute Laune im Thinktank	142
Last Night The Stage Saved My Life	156
Blitze aus dem Jenseits	170
Spanien gegen Deutschland	186
Der Schrei	196
Vom Pferd getreten	204
In den Lüften, unter den Wurzeln	212
Die Maschine ist müde	223
Santiago Blues	237
Letzte Grüße	245
Unendlicher Dank	251

»Der Humor ist nicht resigniert, er ist trotzig, er bedeutet nicht nur den Triumph des Ichs, sondern auch den des Lustprinzips, das sich hier gegen die Ungunst der realen Verhältnisse zu behaupten vermag.«

Sigmund Freud, »Der Humor«

JAKOBSWEG WIDER WILLEN

Schon das Packen ist nicht unproblematisch. Die Gepäcktaschen im Keller sind voll mit Ausrüstungsgegenständen in doppelter Ausführung: zwei Tassen, zwei Messer, zwei Teller, ein Zelt für zwei. Alles nach der letzten Radreise platzsparend verstaut für den nächsten gemeinsamen Trip. Jetzt nehme ich all das auseinander und packe jeweils nur ein Teil ein. Mir ist dabei, als würde ich auseinanderreißen, was eigentlich zusammengehört. Ich meine fast, die zurückgelassene Tasse schreien zu hören: Und was ist mit mir?

Das Zelt aber kommt mit. Es ist zwar über drei Kilo schwer und viel zu groß für mich allein, doch irgendwie gehört es dazu. Es wird mir immer wieder die große Leerstelle in meinem Leben vor Augen führen, die ich seit einem Jahr erlebe.

Die Stimmung am Abend vor der Abreise ist nicht gerade euphorisch. Von Urlaubsvorfreude keine Spur. »Super Show«, schwärmen zwar meine Kabarettkollegen, als wir nach der Vorstellung unsere Requisiten zusammenpacken. Und tatsächlich ist es wie immer ein gutes Gefühl gewesen, vor einem begeisterten Publikum seine Späße auf der Bühne zu machen. Das hat sich auch nach sechszwanzig Jahren als Kabarettist nicht geändert. Aber so richtig genießen kann ich es nicht, ich bin nur noch mit halber Kraft dabei, es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Es ist, als wäre meine Seele schon unterwegs auf dem Jakobsweg, während mein Körper noch routiniert die eingeübten Sketche spielt.

Als ich dann mit gepacktem Requisitenkoffer in dem leeren Zuschauerraum stehe, merke ich, wie die Droge Applaus viel schneller an Wirkung verliert als sonst. Morgen, denke ich, wird niemand von diesen Leuten da sein, um mich bei der Abreise zu beklatschen, niemand, der mir mit weißem Taschentuch

nachwinkt, niemand, der ein Abschiedsfoto macht, aber auch niemand, der mich zur Eile antreibt, damit wir endlich loskommen. Es interessiert die ganze Welt einen Dreck, was ich morgen mache. Mein Terminkalender ist im Frühjahr 2014 für einen Monat leer. Ich könnte genauso gut einfach hierbleiben. Keiner würde es bemerken.

Dennoch springe ich am nächsten Morgen aus dem Bett, bevor der Wecker sich auch nur rühren kann, stelle mein Espressokännchen auf den Herd und ziehe meine Funktionsklamotten an. Die letzten zwei Jahre waren eine sehr anstrengende Zeit, sowohl psychisch als auch körperlich. Jetzt nehme ich mir vier Wochen Zeit für mich. Die Reiseroute hätte ich mir selbst so nicht ausgesucht, aber trotzdem: Jetzt wird geradelt.

Während ich im Stehen eine Banane esse und meinen Kaffee trinke, fallen mir die Reaktionen meiner Freunde, Kollegen und Verwandten ein, als ich ihnen erzählte, was ich vorhabe. Am besten waren immer ihre Gesichter. Da wurde der Mund aufgerissen, die Luft durch die Zähne eingesogen, da wurden die Augen gerollt, die Backen aufgeblasen. »Was willst du? Von hier nach Santiago de Compostela... radeln?« Mancher versuchte ein gequältes Lächeln, andere prusteten los, als hätte ich einen Witz gemacht. Dann Stirnrunzeln. »Wie viele Kilometer sind das denn?« Sobald ich »ungefähr zweieinhalbtausend« sagte, ertete ich meist ratloses Kopfschütteln. »Aber du ... äh, machst schon Pausen zwischendurch, oder?«

Die Outdoorfreaks, die es in meinem Freundeskreis gibt, reagierten mit aufmunterndem Nicken, anerkennendem Pfeifen, spöttisch angehobenen Augenbrauen oder offenem Neid. »Du fährst echt viereinhalb Wochen mit dem Rad durch Europa, während ich hier täglich in mein Büro trotte?«, fragte mich ein Bekannter ungläubig in der Kletterhalle. »Du hast es ja so was von gut. Wollen wir tauschen?«

So weit ist es schon wieder, dachte ich verwundert, dass jemand mit mir tauschen möchte. Ein Jahr vorher wäre wohl niemand auf die Idee gekommen.



»Frau Dr. Schröpel?«

Es klang immer ein bisschen seltsam in meinen Ohren, wenn jemand Andrea mit »Doktor« anredete, obwohl sie den Titel schon fast zwanzig Jahre innehatte. Als Neurobiologin wird einem der Namenszusatz nicht nachgeschmissen, die Promotion hatte Andrea vier Jahre harte Arbeit gekostet, und trotzdem hat sie nie viel Wert auf die ausdrückliche Erwähnung des Titels gelegt. Schon gar nicht nachdem sie ihre Karriere als Wissenschaftlerin an den Nagel gehängt und als Heilpraktikerin eine ganz neue Laufbahn eingeschlagen hatte. Wenn ich sie »Frau Doktor« nannte, dann nur um einen Spaß mit ihr zu machen. Aber das hier war nicht lustig.

»Sie können jetzt zum Herrn Professor.«

Wir standen auf und folgten der Sekretärin aus dem Wartezimmer. Mindestens zehn Augenpaare arabischer Herkunft folgten uns. Offensichtlich war eine komplette Familie aus dem Nahen Osten nach Bayern angereist, um eine oder einen Erkrankten zu begleiten. Männer mit großen Bärten, verschleierte Frauen und ein paar Kinder warteten ununterbrochen durcheinanderredend, aber sehr geduldig auf Nachrichten von der Stationsschwester. Auch wenn der Trubel ziemlich anstrengend war, hätten wir dem aufgeregten Geplapper viel lieber noch weiter gelauscht, statt jetzt der Sekretärin durch die freitäglichen stillen Gänge ins Chefarztzimmer zu folgen.

»Frau Dr. Schröpel!«, begrüßte der weißhaarige, aber agile Professor sie und sprang aus seinem Stuhl. Er gab erst ihr, dann mir die Hand. Wie die meisten Ärzte behandelte auch er sie betont freundlich, weil er sie offensichtlich für eine Kollegin hielt. Was auch nicht ganz falsch war. »Wie geht es Ihnen?«

Andrea antwortete mit einem unverbindlichen Schnauben. Besonders wenn sie gestresst war oder Angst hatte, konnte sie sehr schroff sein. Und jetzt hatte sie große Angst und war gewaltig im Stress. Keine gute Zeit, um Small Talk zu machen. Sie wollte wissen, was los war.

Monatelang hatte sie unter einem hartnäckigen Husten gelitten, der allem heilpraktischen Bemühen getrotzt und sie immer kurzatmiger hatte werden lassen. Endlich entschloss sie sich, sich in der Asklepios-Klinik in Gauting, im Süden Münchens, von einem Pneumologen untersuchen zu lassen. Der hatte Wasser in der Lunge festgestellt, punktiert und die abgesaugte Flüssigkeit ins Labor geschickt. Es fanden sich maligne Zellen darin.

»Adenokarzinom«, hatte der Arzt nur gemeint, als er uns vor ein paar Tagen das Ergebnis mitteilte.

»Das heißt ein sehr aggressiver Krebs«, hatte Andrea mich angefahren, als ich Luft holte, um nachzufragen, was das konkret bedeute. Normalerweise hätte ich mir so eine Grobheit nicht gefallen lassen. Aber in ihren Augen stand die nackte Panik. Lungenkrebs. Bei einer lebenslangen Nichtraucherin, die immer sportlich und gesund gelebt hatte. Total unbegreiflich. Es folgten zwei Tage voller Tränen, Telefonanrufe, Besuche, Umarmungen, Mut machender E-Mails. Auch ich versuchte, Zuversicht auszustrahlen.

Und nun waren wir wieder in der Klinik. Es galt, das Stadium der Krankheit zu bestimmen. Der Professor kam gleich zur Sache. »Stadium IV«, sagte er sachlich. »Tut mir leid.«

»Was heißt...?« Weiter kam ich nicht. Andrea presste meine Hand zusammen, um mir zu bedeuten: Bitte nicht schon wieder eine »dumme« Frage. Auch ohne weitere Erläuterungen konnte ich ihrem Gesicht entnehmen, dass die Neuigkeiten katastrophal waren.

Der Professor führte ungefragt aus: »Wir können keinen konkreten Herd, keinen soliden Tumor feststellen. Da die Krebszellen aber im Wasser in der Pleura gefunden wurden, heißt das, sie haben gestreut. Praktisch von Anfang an. Das bedeutet Stadium IV.«

»Und...?«, brachte ich heraus, bevor mir ihre Hand fast die Finger zerquetschte.

»Was schlagen Sie vor?« Andrea klang gefasst, aber ich sah ihr an, wie verzweifelt sie war.

»Wir punktieren jetzt noch einmal die Lunge und ziehen etwas Flüssigkeit ab, damit Sie freier atmen können. Und nächste Woche treffen Sie sich dann mit unserem Onkologen.«

Später kam er aus dem Untersuchungszimmer, vor dem ich gewartet hatte und in dem die Punktion durchgeführt worden war. »Sie können jetzt zu Ihrer Frau.«

Allein mit ihm, nutzte ich dann doch die Gelegenheit, eine meiner »dummen« Fragen zu stellen. »Sie haben eben gemeint, Sie könnten nur palliativ arbeiten. Wenn ich das richtig verstehe, heißt das ...«

»Ja«, unterbrach er mich, »wir können in so einem Fall nur lebensverlängernd arbeiten. Eine Heilung gibt es nicht.« Er gab mir die Hand. »Schönes Wochenende.« Und ging den Krankenhausgang hinunter. Sprachlos schaute ich ihm nach.

Im Behandlungszimmer lag Andrea reglos zusammengerückt auf der Liege. Die weiße Papierauflege unter ihrem Kopf war völlig nass geweint. Von nebenan klangen die fröhlichen Stimmen der Krankenpfleger herüber. Pläne fürs Wochenende wurden ausgetauscht.

»Hat es wehgetan?«, fragte ich. Sie schüttelte den Kopf. Meine großartige Frau, die keine Mühe hatte, vor dreihundert Leuten ohne Skript einen Fachvortrag zu halten, die sich vor Hilfesuchenden Menschen nicht retten konnte und als Heilpraktikerin vielen tatsächlich geholfen hatte, meine Frau, deren Mut und unkonventionelle Denkweise ich bewunderte, die immer wusste, wo es langging, diese Frau, die ich liebte, war plötzlich nur noch ein Häufchen Elend.

»Komm, ich fahr dich heim.« Etwas ungeschickt half ich ihr auf. »Da vorne geht's raus.«



Startklar. Bei bestem Wetter fahre ich aus meiner Heimatstadt Würzburg heraus und nehme zügig die ersten Landstraßenkilometer unter die Räder. Nach einer Stunde strampele ich mich langsam in einen Groove. Die ersten Steigungen, die

mich aus dem Maintal hinausführen, sind schnell überwunden. Noch habe ich keine Orientierungsschwierigkeiten, die Gegend ist mir bekannt. Meine Beine sind noch frisch, die Lunge keucht nur mäßig, das Herz pocht noch nicht allzu schnell. Mein schwer beladenes Rad ist natürlich nicht so leicht zu handhaben, mehr als zwanzig Kilogramm Zusatzgewicht machen das ganze System etwas instabil. Aber wir haben uns schnell wieder aneinander gewöhnt, und bald stellt sich die Freude an der Bewegung ein.

Alles im grünen Bereich also, denke ich, während ich durch einen lichten Wald fahre und mich über das Wortspiel freue. Ich gehe davon aus, dass auch in den nächsten Wochen alles nach Plan laufen wird und ich unbeschadet nach Santiago de Compostela komme. Andrea und ich haben so viele Radtouren zusammen gemacht, längere sogar als die, die vor mir liegt. Es gibt keinen Grund, wieso es da nicht auch allein klappen sollte.

Ein bisschen zweckgerichteter Optimismus kann mir nicht schaden. Etwas seltsam fühlen sich diese ersten Kilometer nämlich schon an, das kann ich nicht aus der Welt lächeln. Denn die ganze Reise ist eigentlich nicht meine Idee gewesen. Sie ist eher eine Art traurige Auftragsarbeit.

Der Jakobsweg stand nie sonderlich weit oben auf der Liste meiner persönlichen Traumstrecken. Die Hohe Tatra hätte mich da mehr interessiert. Portugal oder Südamerika. Außerdem gäbe es für mich andere Orte der Besinnung, zu denen sich eine Wallfahrt lohnen würde – ein tibetisches Kloster, der Mauna Kea, der höchste Berg von Hawaii, der Uluru, der heilige Berg der Aborigines in Australien, die kambodschanische Tempelanlage Angkor Wat oder die ägyptischen Pyramiden. Im Vergleich dazu verblasst Santiago de Compostela ein wenig. Der Jakobsweg ist mir nach allem, was ich gehört habe, einfach zu überlaufen – mehr als zweihunderttausend Pilger zieht die Strecke jährlich an –, und die Geschichte, die Santiago zu einem spirituell lohnenden Ziel machen soll, scheint mir zudem reichlich an den Haaren herbeigezogen.

Mal ehrlich: Wie kommt ein Apostel, der im Nahen Osten geboren wurde und dort gewirkt hat, nach seinem Tod nach Spanien? Und wieso entdeckt man sein Grab erst achthundert Jahre später?

Und wenn man sich etwas näher mit dieser Geschichte befasst, wird es erst recht hanebüchen. Gut möglich, dass Santiago de Compostela ein ganz besonderer Ort ist, zu dem es sich zu reisen lohnt. Aber was den Wahrheitsgehalt der Legende um den heiligen Jakob angeht, könnte man genauso gut auch zu Schneewittchens Schloss pilgern oder zur Hütte der sieben Zwerge.

Ein Einsiedler soll eine Lichterscheinung gehabt haben, so geht die Mär, und zwar an dem Ort, wo heute die Hauptstadt von Galicien liegt. Prompt hat man an dieser Stelle Gebeine »entdeckt«. Und der Bischof Theodimir von Padrón soll hingereist sein und bestätigt haben: Ja, das sind die Knochen von Jakob. Aber: Wie hat er das bloß herausgefunden? Jeder Tatortzuschauer weiß: Es bleibt nicht viel übrig von einem toten Menschen nach ein paar Jahren. Wie sieht der Leichnam dann erst nach achthundert Jahren aus? Hat der Bischof ein Team von Forensikern dabeigehabt, die das Gebiss untersucht oder eine DNA-Analyse in Auftrag gegeben haben? Hatte er Leute vom CSI engagiert, der *Christian Scene Investigation*? Irgendwie hat man auch Karl den Großen mit ins Boot gekriegt, jenen George W. Bush des 8. Jahrhunderts, der gerade auf einem Eroberungszug in der Gegend war. Der habe dreimal von dem Grab geträumt, wird kolportiert.

Es ist schon erstaunlich, dass diese an den Haaren herbeigezogene Geschichte auch heute noch in den meisten Reiseführern weitgehend unkommentiert wiedergegeben wird. Aber man muss natürlich anerkennen: Die Legende vom Jakobsweg hat funktioniert. Das war wirklich ein genialer PR-Coup. Jährlich drängeln sich Hunderttausende von Pilgern in die Kathedrale von Santiago. Ich weiß bloß nicht, wie scharf ich darauf bin, mich in die Schlange der Gläubigen einzureihen.



An manchen Tagen glich Andreas Wohnung einem Taubenschlag. Die Hilfsbereitschaft, die uns aus unserer Umgebung entgegenschlug, war herzerwärmend und überwältigend. Freunde schauten vorbei, um Andrea aufzuheitern, Familienmitglieder machten Besorgungen für uns, befreundete Heilpraktiker gaben sich praktisch die Türklinke in die Hand in dem Bemühen, sie wieder auf die Beine zu kriegen. Das Telefon klingelte in einem fort, manchmal wurde auf Handy und Festnetz gleichzeitig gesprochen.

Nach dem ersten Schock, den die vernichtende Diagnose ausgelöst hatte, herrschte bald rege Betriebsamkeit. Die Angst und Verzweiflung der ersten Tage waren einer grimmigen Trotzstimmung gewichen. Wäre doch gelacht, wenn wir das nicht schaffen würden, wenn wir der Schulmedizin nicht ein Schnippchen schlagen könnten.

Auch ich versuchte, alles zu tun, um ihre Heilung zu befördern. Nachdem wir zweiundzwanzig Jahre lang eine glückliche Fernbeziehung geführt hatten, verlegte ich jetzt meinen Lebensmittelpunkt von Würzburg nach München in ihre Wohnung. Vorübergehend, wie ich mir einredete, bis sie wieder gesund wäre.

Denn wenn es jemand schaffen konnte, dann Andrea. Ich war nicht der Einzige, der das dachte. Alle waren sich in dem Punkt einig. Ihr kluger Kopf, gepaart mit ihrem unbeugsamen Kampfeswillen und einer Armada helfender Hände. Da hätte sie zumindest eine Chance, waren wir uns sicher. Auf dem Küchentisch stapelten sich die Bücher über alternative Ansätze zur Krebstherapie. Fast jeder Besucher brachte ein neues mit, und wir deckten uns mit zusätzlichem Material ein.

Besonders stark vertreten in unserer Sammlung waren Bücher über Ernährungskonzepte. Trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – war es schwierig, den Überblick zu behalten. Je mehr wir lasen, desto weniger klar wurde das Bild. Zu widersprüchlich waren die Ansätze. In einigen Büchern hieß es, man müsse den Krebs aushungern, also sehr nährstoffarm essen. Andere rieten dazu, den Körper mit substanzreichem Essen zu stärken.

Das schien eher meine Richtung zu sein, weil ich schon bald merkte, dass Andrea Gewicht verlor. Ich dachte, Makrobiotik ist ja schön und gut, aber das Kind braucht was auf die Knochen, Leute! Wie soll sich denn ihr Körper sonst wehren?

Was sie allerdings genau essen sollte, darüber gab es sehr unterschiedliche Ansichten. Zucker, da war das Urteil ziemlich einhellig, war nicht so gut. Folglich rieten die meisten Ratgeber auch von Kohlehydraten ab. Aber das war's dann auch mit der Einigkeit. In diversen Büchern wurde zu Proteinen geraten. Das machte in meinen Augen Sinn, Proteine geben Kraft, dachte ich. Doch an anderer Stelle warnte man wieder eindringlich: Proteine würden den Krebs nur weiter füttern. Also sollte man so wenig wie möglich davon zu sich nehmen.

»Fett« war für viele das Wort der Stunde, wenn Proteine schon nicht unproblematisch waren. Auch Smoothies, so hieß es, hätten zahlreichen Patienten geholfen. Das gefiel Andrea. Deshalb atomisierte ich bald mehrmals am Tag für sie verschiedene Gemüsesorten und Salate (weniger Obst wegen des Zuckers), zerkleinerte alles unter ohrenbetäubendem Getöse bis zur Unkenntlichkeit. Andrea trank tapfer den grünlich braunen Schleim.

Und in all dem täglichen Trubel saß eines Tages meine Frau am Küchentisch und fertigte mit großem Ernst eine Collage an. Irgendjemand hatte ihr empfohlen, sich mithilfe dieser Technik klarzumachen, warum es sich lohne, ums Überleben zu kämpfen. Sie solle Dinge ausschneiden, die sie unbedingt noch machen wolle. Das werde sie innerlich stärken.

Zum letzten Mal hatte ich in der Schule gesehen, wie jemand eine Collage machte. Nun blätterte Andrea Frauenzeitschriften durch, schnitt Wörter, ganze Sätze und Fotos aus und arrangierte die Schnipsel auf großem Zeichenblockpapier. Schöne Landschaftsaufnahmen drängelten sich mit Bildern aus Wellnessanzeigen und Überschriften wie: »Das bin ich mir wert« oder »Mehr Zeit für mich«. Und mittendrin klebten zwei ausgeschnittene Wanderschuhe und darüber: »Pilgern nach Santiago de Compostela«.

Mit großem Ernst sah sie mich an. »Das ist mein Ziel: An meinem nächsten Geburtstag bin ich so gesund, dass ich den Jakobsweg nach Santiago wandern kann. Meinst du, das klappt?«



Meine erste Rast mache ich in einem kleinen romantischen Tal dreißig Kilometer südlich von Würzburg. Ich werfe meinen Helm auf eine malerisch platzierte Bank direkt neben dem Radweg und öffne eine Vordertasche. Schon auf den ersten Blick fällt auf: Mir fehlt Andreas ordnende Hand. Drinnen herrscht das reinste Chaos. Ich brauche ewig, um Brot, Käse und Tomaten zu finden und auszupacken.

Nicht, dass ich mir keine Gedanken gemacht hätte, wie alles am sinnvollsten zu verstauen wäre. Aber jetzt, während ich nach einiger Wühlarbeit endlich auf meinem Sandwich herumkaue, überlege ich erneut, ob es nicht noch eine bessere Lösung gäbe – und packe die beiden vorderen Taschen vollständig aus. Gewichtsmäßig sollte alles einigermaßen gleichmäßig verteilt werden, weshalb die Schwergewichte Essen und Werkzeug nicht zusammengehören.

Bei der Reiseapotheke fällt mir die Entscheidung allerdings schwer: Ist sie besser in der Tasche mit dem Kulturbeutel aufgehoben oder in der mit dem Werkzeug? Und wenn Letzteres – gehört die Reiseapotheke über das Werkzeug oder darunter? Was ist wahrscheinlicher? Dass ich mir wehtue? Oder dass etwas am Rad kaputtgeht? Was muss schneller griffbereit sein? Ich entscheide mich für das Werkzeug, aber dann halte ich schon das nächste Problem in meinen Händen. Wo tue ich jetzt das Essen hin? Und die Sonnencreme?

Ratlos schaue ich auf die mit Brot und Käse gefüllte Plastiktüte in meiner linken und die Sprühflasche in meiner rechten Hand. Am Ende werfe ich alles entnervt wieder in die waserdichten Beutel. Und beim nächsten Stopp muss ich dann alle Taschen durchwühlen, bis ich endlich das Ladekabel fürs

Handy gefunden habe, und der Apfel, den ich mir bei der Gelegenheit greife, schmeckt nach Sonnenöl.

Später, in Tauberbischofsheim, treffe ich zum ersten Mal auf die Jakobsmuschel als Wegzeichen. Das Pferd, das das Boot mit Jakobs Leichnam an der spanischen Küste an Land gezogen haben soll, soll, als es wieder aus dem Wasser kam, über und über mit Muscheln bedeckt gewesen sein. Deshalb findet sich dieser Meeresbewohner als Symbol für den Jakobsweg wieder – eigentlich unpassend, wo es sich doch beim Camino um einen ziemlich ausgedehnten Landgang handelt. So früh habe ich jedenfalls noch gar nicht mit der Muschel gerechnet. Es ist ein relativ neu eingerichteter Abschnitt, der Main-Taubertal-Jakobsweg.

Mir scheint, jedes Flusstal, jede Gemeinde mit einer einigermaßen ansehnlichen Kirche will mit aller Macht auf den Pilgerzug aufspringen. Je weiter man weg ist von Santiago, desto mehr Jakobswege findet man. Zwar wird versucht, die neuzeitlichen Pilgerströme entlang der alten überlieferten Strecken zu leiten – die Bezeichnung »Jakobsweg« ist jedoch laut der Deutschen St. Jacobus-Gesellschaft nur für den spanischen Teil des Pilgerwegs von den Pyrenäen über Burgos und León bis nach Santiago gerechtfertigt. Alle anderen Strecken seien alte Handels- und Heerstraßen, die unter anderem auch von Pilgern genutzt wurden, und müssten eigentlich »Wege der Jakobspilger« heißen. Aber das lässt natürlich viel Interpretationsspielraum. Und da haben sich die rührigen Tauberfranken wohl gedacht: »Irgendein gläubiger Wanderer hat sich sicher auch mal in unsere Gegend verirrt«, und daraufhin einen eigenen Jakobsweg aus der Tauber gehoben. Nur: Pilger sind, soweit ich das sehen kann, erst einmal Fehlanzeige.

Und auch ich lasse mich von der verführerischen Muschel nicht dazu verleiten, den Zeichen Richtung Rothenburg zu folgen. Das wäre ein ziemlicher Umweg. Stattdessen ist mein Plan, weiter gen Südwesten zu radeln, quasi Luftlinie nach Spanien, und erst südlich von Speyer wieder auf einen Jakobsweg zu stoßen. Ich habe nicht vor, sklavisch genau auf der vorgege-

benen Strecke zu bleiben. Meine Devise lautet eher: »Jeder, der nach Santiago wandert, ist auf dem Jakobsweg.« Und so navigiere ich mich ziemlich vogelwild durch die Landschaft.

Langsam rolle ich auf betonierte Pfade über die mit Weinbergen übersäten fränkischen Hügel. Jetzt im Frühjahr haben die Weinstöcke gerade erst ausgeschlagen, das Grün der Blätter ist noch recht blass und durchsichtig. Von Trauben können sie zu dieser Jahreszeit nur träumen. Mir fällt ein, wie mir mein Freund und Kollege Philip kurz vor meiner Abreise bei einer unserer Kabarettproben einen Prospekt zuwarf: »Weinführer Jakobsweg« stand da geschrieben.

»Haste dir aber 'ne super Route ausgesucht. Der Jakobsweg geht fast ständig durch irgendwelche Weingegenden«, stellte er fest, während ich den Prospekt durchblättere. Genüsslich zählte Philipp mir all die Weingebiete auf, die ich auf meinem Weg nach Spanien durchradeln würde. Franken, Mosel, Burgund, Bordeaux, Navarra, La Rioja – und an der Cognacregion gehe der Pilgerstrom auch vorbei. »Kein Wunder, dass die am Ende alle laufen. Irgendwann verliert jeder seinen Führerschein.«

Ich muss laut auflachen. Und bin froh, dass mich niemand hört, hier auf dem einsamen Weinbergpfad. Sieht doch ein bisschen komisch aus, wenn so ein Soloradler vor sich hinkichernd an seinen Zeitgenossen vorbeifährt. Und als Spaßstrip ist das hier sowieso nicht geplant.

TRAUERSPIEL

»Echt? Sie sind Kabarettist?«, hatte die Diakoniehelferin auf der Palliativstation mich gefragt, die mich für ein paar Stunden auf der Bettkante ablöste, damit ich zu einer Vorstellung eilen konnte. Seit Andrea um ihre Krebskrankheit wusste, wollte sie nicht mehr allein sein. So haben ihre Mutter und ich eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung organisiert, die hauptsächlich aus uns zweien bestand, gelegentlich unterstützt von ein paar Freunden oder, wie in diesem Falle, von freiwilligen Helfern.

Je schlechter es Andrea ging, desto weniger gefiel ihr meine Abwesenheit, aber ich versuchte trotzdem, wenigstens ein bisschen Normalität aufrechtzuerhalten. Und Normalität bedeutete für mich, auf der Bühne zu stehen. Die Sozialhelferin hatte wissen wollen, was ich denn beruflich mache, wenn ich am Nachmittag zur Arbeit ginge. Jetzt sank sie wie vom Donner gerührt auf einen Stuhl. Als sie wieder aufblickte, hatte sie Tränen in den Augen. »Einen Kabarettisten hatten wir hier noch nie.«

Auf diese Pionierleistung war ich nicht sonderlich stolz. Ich hätte gern darauf verzichtet, erklärte ich ihr.

Sie nickte zustimmend. »Für Sie muss es ja besonders schlimm sein!« Ihr erschien es wohl als außergewöhnlich tragisch, dass ein Mensch aus der Bespaßungsbranche mit den schrecklichen Realitäten des Lebens konfrontiert wurde. Wie geht ein Kabarettist damit um, dass ihm seine Frau unter den Händen wegstirbt? Hängt er seinen Job an den Nagel? Darf man Späße treiben, während die Liebste stirbt? Macht das einen zum gefühllosen Monster? Alles Fragen, die in ihren aufgerissenen Augen standen. »Jedenfalls muss es doch total schwierig für Sie sein, in so einer Situation lustig zu wirken«, meinte sie noch.

Später an diesem Tag saß ich auf der Bühne und spielte einen Betrunkenen. Obwohl ich müde war von den kurzen Nächten und den anstrengenden Tagen an Andreas Seite, fühlte ich mich irgendwie gut an dem Abend. Die Zuschauer lachten viel, ich war in meinem Element. Besonders mein betrunkenener FDP-Politiker schien die Leute noch mehr zu amüsieren als sonst. Dabei merkte ich, dass ich Bewegungen machte, die auch mir neu waren. Dieses unsichere Tasten, das ernsthafte Nachprüfen, ob ich die Flasche mit dem für mich so wertvollen Alkohol wirklich fest in der Hand hielt, die schweren Augenlider, die jeden Moment zuzufallen drohten – das alles floss neu in den Charakter ein und machte ihn offensichtlich besonders authentisch.

Irgendwann, noch während ich spielte, merkte ich, woher ich diese Bewegungen hatte. Seit Tagen sah ich Andrea dabei zu, wie sie, von Sehstörungen geplagt, mit unsicheren Fingern versuchte, ein Glas zu greifen und allein zu trinken; wie sie dabei kategorisch jede Hilfe ablehnte. Ich hatte immer wieder beobachtet, wie sie das Glas vorsichtig ansteuerte und glatt danebengegriffen hätte, wenn nicht ein Finger das Glas berührt und Meldung ans Gehirn erstattet hätte. Doch das reagierte mittlerweile unendlich langsam und leitete nur sehr zögerlich Korrekturen ein.

Die Anstrengung, die dieser einfache Handgriff sie kostete, die Konzentration und der große Ernst, mit dem das Ganze vor sich ging – all das fand sich plötzlich hier auf der Kabarettbühne wieder. Unbemerkt hatte es sich in meine Bewegungen eingeschlichen. Ich hatte es so oft gesehen, dass meine Hände jetzt auf der Bühne all das nachmachten, bevor ich überhaupt merkte, was sie da taten. Ich war dabei offensichtlich so überzeugend, dass das Publikum sich kaputtlachte. Rasch überspielte ich den Schreck und blieb in der Rolle, doch meine Bewegungen erstarben so langsam wie bei Andrea, wenn sie nach getaner Trinkarbeit erschöpft in die Kissen sank.



Am Nachmittag lande ich statt auf dem von der Landkarte versprochenen Radweg auf einer Kreuzung kleiner Wirtschaftswege – ohne einen Wegweiser, ohne jeden Hinweis, in welcher Richtung es weitergehen könnte. Schön ist es hier, das muss ich zugeben. Ein uralter Baum wirft seinen kühlen Schatten auf eine ziemlich verwitterte Bank. Wie eine Sonnenblume, die sich nach der Sonne dreht, hat sie sich der schönsten Aussicht zugewandt. Trotzdem habe ich wenig Sinn für die liebevolle Landschaft. Ich will nach Santiago und stecke schon ganz am Anfang der Reise in diesem Labyrinth namenloser Betonwege fest. Auch ein erneutes Studium der Karte gibt keinen Aufschluss. Blöderweise habe ich hier keine Verbindung zum Mobilnetz, da ist die Routenfinder-App nutzlos.

Ich war die Planung eigentlich recht sorglos angegangen, wollte nach Straßburg und von dort Richtung Bordeaux und dann einfach dem großen Pilgerstrom folgen. Die Einzelheiten würden sich schon finden, dachte ich, als ich begann, die ersten paar Karten zusammenzukaufen. Schnell wurde mir aber klar, dass ich mir mindestens eine halbe Tonne zusätzlichen Gewichts aufsatteln würde, wenn ich alle Karten von Würzburg bis Santiago in einem fürs Radeln geeigneten Maßstab mitnehmen wollte. Und das sogar, wenn ich nach alter Radlersitte alle schweren Deckpappen abreißen und die weißen Ränder um die Karten herum abschneiden würde. Vielleicht sollte ich mir lieber eines dieser GPS-Geräte speziell für Radreisende zulegen? Vielleicht würde mir solch ein Teil die ganze Kartenschlepperei ersparen?

Ich begann, Apps herunterzuladen, Karten zu vergleichen, Testberichte zu lesen. Smartphone oder GPS? Mit oder ohne Software und Karten? Das waren Fragen, die mich bald plagten und die ich mit meinem technisch wesentlich gewiefteren Sohn Kolja ausführlich diskutierte. Er ist schon dreißig und stammt aus meiner ersten Ehe. Seit Jahren ist er mein persönlicher IT-Experte. Aber diesmal konnte auch er mir keine ideale Lösung anbieten. Nur eines stand für ihn fest: »Karten sind ja nun echt nicht mehr zeitgemäß.«

Mit GPS, Navigationssystemen und Routenfindern hatte ich mich bisher nicht herumschlagen müssen. Ich hatte ja Andrea. Sie hatte nicht nur meinem Leben Orientierung gegeben, sie war es auch, die auf Reisen dafür sorgte, dass wir die richtige Richtung einschlugen. Während sie sich meist weigerte, vorab irgendwelche Führer zu lesen oder sich sonst wie auf den Urlaub vorzubereiten, umgab sie sich während des Trips abends gern mit den Karten, um die Route des nächsten Tages festzulegen. Ich hatte dann zwar die Möglichkeit, hie und da noch ein Veto einzulegen oder mich mit ihr über das ungefähre Tagesziel zu verständigen, aber um die Einzelheiten kümmerte sie sich. Ich ließ sie gern gewähren. Sie war gut darin, und ich vertraute ihr. Warum hätte ich mich einmischen sollen? Mir reichte die grobe Richtung.

Dass sie die Gewalt über die Karten hatte, stellte allerdings gelegentlich auch meine Geduld auf die Probe. Wie oft hatte ich ihr morgens abreisebereit zusehen müssen, wie sie in aller Ruhe ihre Karte faltete, in einem wasserdichten Zip-Beutel verstaute und knitterfrei unter die Klammer ihres Kartenhalters klemmte, während die Sonne langsam ihren Zenit erreichte. Für meinen Geschmack viel zu oft mussten wir irgendwo stehen bleiben, weil wir den sichtbaren Bereich auf ihrer gefalteten Karte verlassen hatten. Dann durfte ich erneut den zeitraubenden Prozess des Auspackens, Neufaltens und Wiedereinpackens beobachten, der durch das Aus- und Anziehen der Handschuhe noch mehr in die Länge gezogen wurde – bis über meine Schmerzgrenze hinaus. Nicht immer konnte ich mir eine bissige Bemerkung verkneifen.

Als ich nun einige Apps im Vorfeld meiner Jakobswegreise ausprobierte, merkte ich bald, dass die Wartezeiten, die ich bei Andrea erduldet hatte, nichts waren im Vergleich zu dem, was einem diese elektronischen Geräte bescherten. Plötzlich stand ich allein an irgendwelchen Scheidewegen und konnte nur mein GPS anfauchen, weil es sich nicht für eine Richtung entscheiden konnte und auf einen Wink vom Satelliten oder vom nächsten Sendemast wartete. Ungenaue Ortung führte dazu,

dass ich falsch abbog, Funklöcher ließen mich plötzlich ohne Orientierung im Nirgendwo stehen, und der immense Energieverbrauch brachte mein Smartphone ohnehin schon nach kurzer Zeit zum Verstummen. Bei GPS-Geräten hätte ich (wenn ich das richtig verstanden habe) am Computer die ganze Route bis Santiago vorher festlegen müssen, um sie dann auf das GPS zu überspielen – undenkbar! Was, wenn ich mich spontan für eine andere Strecke entschied? Was ich praktisch alle halbe Stunde tat?

Am Ende eines weiteren langen Telefonates fragte mich mein technikaffiner Sohn, nachdem er hatte zugeben müssen, dass keine der auf dem Markt befindlichen Lösungen perfekt war: »Wieso willst du eigentlich keine Karten mitnehmen?«

Was sollte ich sagen? Ich wollte ja Karten mitnehmen. Aber es war halt nicht das Gleiche ohne meine Kartenvorleserin.

Als Ergebnis dieses langen und zeitraubenden Entscheidungsprozesses schleppe ich mich jetzt mit einem dicken Wust von papiernen Karten *und* einem Smartphone samt Ersatzbatterien ab. So viel zum Thema Gewichtsparsnis.

Und hier, südwestlich von Tauberbischofsheim, bei der ersten ernsthaften Prüfung können mir beide nicht weiterhelfen. Ratlos schaue ich mich um. Keine Menschenseele zu sehen, die man nach dem Weg hätte fragen können. Wer hätte gedacht, dass es mitten in Deutschland so einsam sein kann. Da muss dann der gute alte Instinkt herhalten, auf den ich so stolz bin, gepaart mit ein bisschen Orientierungssinn und dem Wissen um die Himmelsrichtungen.

Lange ringe ich um die richtige Entscheidung. Als sie dann endlich getroffen ist, bringt sie mir meinen ersten kilometerlangen Umweg ein. Denn natürlich nehme ich die falsche Abzweigung. Deshalb erreiche ich am Abend auch den eigentlich anvisierten Campingplatz nicht mehr. Nach anspruchsvollen achtzig Kilometern übernachtete ich in einem Hotel im Städtchen Buchen. So viel zum Thema sorgfältige Planung.

Ich zwinge mich, nicht daran zu denken, wie wenig diese achtzig Kilometer von der noch vor mir liegenden Gesamtstre-

cke weggefressen haben. Meine Beine jedenfalls vermitteln mir das Gefühl, dass ich mindestens schon den halben Weg bis Santiago zurückgelegt habe, und fordern dringend einen Ruhetag. Ich schlafe ein mit der Sorge, ob ich es angesichts solcher Orientierungsschwierigkeiten überhaupt im vorgesehenen Zeitrahmen bis ans Ziel schaffen werde.



Diese ständigen Entscheidungen bringen mich noch um, dachte ich manchmal. Na ja, nicht mich, korrigierte ich mich beschämt. Falsche Wortwahl. Obwohl sich Andreas Gesundheitszustand langsam, aber unaufhaltsam verschlechterte, versuchten wir, sie so lange wie möglich zu Hause zu versorgen. Andrea hasste Krankenhäuser. Das bedeutete natürlich viel Arbeit für mich, ihre Mutter, aber auch die vielen Freunde, die mithalfen, und für ein paar befreundete Ärzte, die auf Hausbesuch vorbeikamen. Für eine Weile ging das auch ganz gut. Aber es war schon zum Verrücktwerden, wie viele Dinge man täglich neu überdenken musste. Es gab so viele Wege, die man im Kampf gegen die Krankheit beschreiten konnte.

Besonders schwierig war das, wenn man der Schulmedizin nicht so recht über den Weg traute und in einem Arzt nicht unbedingt einen Halbgott in Weiß sah. Es gab große strategische Fragen. Chemo – ja oder nein? Wenn die Schulmedizin ohnehin keine Aussicht auf Heilung versprach, wieso sich dann überhaupt der großen Belastung und den schweren Nebenwirkungen der Chemotherapie aussetzen? Könnte man, allen Unkenrufen zum Trotz, stattdessen mit alternativen Ansätzen eine Besserung herbeiführen? Wer weiß, den Krebs sogar besiegen? Oder so die Nebenwirkungen wenigstens im Zaum halten? Solche Fragen diskutierten wir täglich, machten Termine aus, um eine Therapie zu beginnen, und sagten sie wieder ab. Oder ließen sie ganz einfach verstreichen. Nicht sehr souverän unser Verhalten, aber es zeigt, wie hilf- und ratlos wir oft waren.

Auch die Frage, welche der alternativen Methoden am vielversprechendsten war, beschäftigte uns. Homöopathie, das sogenannte Vitamin B17, die »Neue Medizin«, die den Krebs nicht als Feind, sondern als Anfang eines Heilungsprozesses sieht, oder Hyperthermie, die mit künstlichem Fieber den Krebszellen beikommen will? Reichte die Allergietechnik NAET, die Andrea selbst lehrte – oder sollten wir gar einen Geistheiler in Brasilien besuchen? Wir versuchten, so viel wie möglich davon anzuwenden. Aber: War das nicht zu viel des Guten? Schlossen sich manche Methoden nicht gegenseitig aus?

Gleichzeitig nahm bei ihr die Übelkeit zu, auch ohne Chemo. Ständig erbrach sie sich. Wertvolle Nährstoffe gingen verloren. Der Spargel, den ich wegen seiner Antioxidantien mitten im Winter zu astronomischen Preisen auf dem Viktualienmarkt erworben hatte, fand ein unrühmliches Ende in der Kotzschüssel. Begleitet von antikarzinogenen Knoblauchzehen und besonders nahrhaften Nüssen. Wie sollte sie da zu Kräften kommen? Also doch die Diät ändern, andere Nahrungsmittel ausprobieren? Oder alles so lassen und hoffen, dass es besser wurde? Einfach ihren Bedürfnissen folgen?

So ging es weiter und weiter, ohne Ende. Sollte man den Krebs beim Namen nennen oder ihn nur umschreiben, um schlechte Energien abzuwenden? Ganz schwierige Frage. Andrea glaubte, indem man bestimmte Dinge immer wieder aussprach, trage man zu deren Manifestierung bei. »Beschrei's nicht«, hatte man früher gesagt. Also wollte sie, dass wir nur vom K-Wort redeten. Auch das Wort »Tod« durfte nicht fallen.

Und wenn mich die Verzweiflung packte, heimlich, in einem von ihr unbeobachteten Moment, war das dann ein Zeichen, dass ich nicht positiv genug dachte und so dem negativen Krankheitsverlauf Vorschub leistete? Sich Sorgen machen hilft niemandem, klar! Aber es ist nur ein schmaler Grat zwischen positivem Denken und dem blinden Verleugnen der Tatsachen. Und artete der Druck, immer positiv denken zu müssen, nicht ebenfalls in Stress aus, der letztlich der Gesundheit mehr schadete, als wenn wir gleich ungebremst negativ gedacht hätten?

Vielleicht ist es ja gut, manchmal zu verzweifeln und zu weinen, weil man dabei loslassen und seine Gefühle zeigen kann? Hilft das Heulen dem Heilen, oder ist es kontraproduktiv? Und durfte man in so einer ernstesten Situation überhaupt Wortspiele machen? Ich wusste am Ende nur eines: Diese täglichen Entscheidungen brachten mich fast um den Verstand.



Am nächsten Morgen habe ich es eilig. Ich kann kaum das reichhaltige Büfett des Hotels genießen. Ich will immerhin nach Santiago. Da ist keine Zeit für einen zweiten Kaffee. Ich nehme mir fest vor, auf dem vor mir liegenden Weg durch das Neckartal und den Odenwald auf befestigten Straßen zu bleiben, und zwar auf denen, die auf der Autokarte weiß oder gelb eingezeichnet sind. Diese Wege versprechen ein schnelles Fortkommen auf durchgehendem Asphalt bei wenig oder mäßigem Verkehr. Aber dann locken wieder die weißen Wegweiser mit den grünen Fahrradpiktogrammen, fordern mich leise mahnend auf, von der geplanten Strecke abzuweichen.

Einige Male kann ich widerstehen, doch bald schon lasse ich mich verführen. Wie um mich anzulocken, glänzt auf den ausgeschilderten Radwegen zunächst der schönste Asphalt, aber gleich hinter der nächsten Kurve, spätestens nach der nächsten schwer erkämpften Kuppe verwandelt sich der Weg in eine Schotterstrecke, in einen sandigen Wanderpfad oder eine Piste aus grob zusammengelegten und mit der Zeit zerborstenen Betonplatten. Da kann dann von zügigem Rollen keine Rede mehr sein, die Abfahrten werden bei diesen Straßenbelägen genauso mühsam wie die Auffahrten, heftig bremsend, schleiche ich bergab, begleitet von der Sorge, ob wohl die Reifen halten und nichts kaputtgeht bei dem Gerumpel.

Richtig voran komme ich auf die Weise nicht. Und dann fehlt irgendwann an einer Wegkreuzung ein grünes Schildchen, und die Entscheidung wird so richtig knifflig. »Da stehen öfter welche und wissen nicht weiter«, ruft mir ein Bauer zu, der zufäl-

lig auf seinem Traktor vorbeirattert, während ich verzweifelt meine Karte studiere. Ich bin also nicht der einzige Depp, der sich in diesem Radwegelabyrinth verirrt hat. Nicht immer finde ich so freundliche Hilfe wie in diesem Fall. Und so fahre ich weiter Dellen und Kurven in meinen eigentlich schnurgerade geplanten Pilgerweg.

Zwischendrin begleitet mich eine ältere Dame auf dem Rad. Wir bewältigen eine lange Steigung gemeinsam, sie unbeladen, aber immerhin ohne E-Hilfsmotor, ich mit meinem schweren Gepäck. Sie spricht mich gleich ganz unbefangen an, will wissen, woher ich komme und wohin ich unterwegs bin. Sie ist selbst schon mal eine Woche den Jakobsweg gewandert, das zählt schon fast als Pilgern, da sind wir uns einig. Durch die Unterhaltung fällt mir der Aufstieg viel leichter als gedacht. Oben gesteht sie mir, dass sie die ganze Steigung noch nie geschafft habe, ohne ihr Rad zu schieben, aber sie wollte sich angesichts meines schweren Gepäcks kein Blöße geben, außerdem war sie von unserer Plauderei genauso abgelenkt wie ich. Dann will sie wissen, welcher Beruf es mir möglich mache, mehr als vier Wochen am Stück Urlaub zu nehmen. Ich erkläre es ihr.

»Kabarettist«, sagt sie nachdenklich, »ist doch sicher nicht leicht, immer witzig zu sein. Wie kommen Sie denn auf die Ideen?«

Wenn man eine Rangliste aufstellen wollte von den häufigsten Fragen, die einem Kabarettisten gestellt werden, gehört »Woher nimmst du die Ideen?« sicher zu den Top 3. Zusammen mit: »Kann man davon leben?« und »Wie kann man sich all den Text merken?«

An solchen Fragen ist bei mir schon manch potenzielles Techtelmechtel im frühen Flirtstadium gescheitert. Aber nachdem wir eine sehr nette halbe Stunde zusammen geradelt sind, bin ich in diesem Falle milder gestimmt und bemühe mich um eine ernsthafte Erklärung: »Woher die Ideen kommen? Keine Ahnung. Sie fallen mir einfach ein. Fallen im wahrsten Sinne des Wortes in meinen Kopf. Ich kann nur versuchen, meine Antennen richtig auszurichten, den Trichter möglichst groß zu

machen, und hoffen, dass sie weiter vom Himmel fallen. Bloß wann sie fallen, das kann man nur schwer beeinflussen.«

Kann sein, man wartet lange auf eine brauchbare Idee, und wenn sie dann endlich kommt, ist ihre Ankunft so passend wie der sprichwörtliche Besuch der Schwiegermutter.



Ich saß im Gang vor der Radiologie. Eben war Andrea in ihrem Bett dort hineingeschoben worden. Eigentlich versuchten wir, die notwendigen Therapien zu Hause durchzuführen. Selbst als all unsere Diätbemühungen sich als unzureichend erwiesen hatten und wir zur künstlichen Ernährung übergehen mussten, organisierten wir das anfangs noch zu Hause. Ich lernte Sachen, die ich in diesem Leben eigentlich nicht mehr lernen wollte: Thrombosespritzen setzen, Infusionsgeräte bedienen, Schmerzmittel dosieren. Aber immer öfter zwangen uns stärker werdende Kopfschmerzen, nicht zu stoppende Übelkeitsattacken und ihre schlechte Gesamtkonstitution ins Krankenhaus. Ich hatte in den letzten Monaten ziemlich viel Zeit in Wartezimmern, auf Stationsfluren und an Krankenhausbetten zugebracht.

Jetzt wurde sie wieder einmal geröntgt. Das war keine dramatische Sache, ich musste nicht dabei sein, es tat nicht weh und sollte eigentlich auch nicht lange dauern. Aber dann zog es sich doch ein wenig. Mangels anderer Beschäftigung trommelte ich nervös einen Takt auf meiner Jeans. Die losen Münzen in der Hosentasche klickerten rhythmisch.

Ach Gott, für unser Sommertheater in Würzburg muss ich ja auch noch was schreiben, fiel mir plötzlich wieder ein. Wer hatte eigentlich diese dämliche Idee mit dem Musical übers Mittelalter und die Nibelungen? Fällt mir rein gar nichts zu ein, dachte ich. Lieder brauchen wir natürlich auch wieder. Ich klopfte.

Mittelalter ..., dachte ich, *Mittel – Alter*. Warte mal: *Hier in diesem Mittelalter fehl'n euch doch die Mittel, Alter ...*

»Herr Koeniger?«

»Ja?«

»Das mit Ihrer Frau dauert noch einen Moment, wir wechseln gleich noch den Verband.«

»Kein Problem.« Die Schwester wollte sich gerade abwenden, da fügte ich schnell hinzu: »Haben Sie vielleicht einen Stift und einen Zettel für mich?«

»Tut mir leid, das ist der Einzige, den ich habe«, sagte sie und hielt ein ziemlich abgenutztes Schreibutensil hoch. Sah so aus, als hätte jemand ziemlich ausgiebig daran rumgeknabbert. »Den kann ich Ihnen unmöglich geben.« Mit einem müden Lächeln verschwand sie hinter der Tür. Okay, dann musste ich es mir halt so merken. Wie war das noch mal?

*Hier in eurem Mittelalter
fehl'n euch doch die Mittel, Alter ...*

Was reimt sich denn sonst noch auf Alter? Falter, Halter, knallt er? Ich spielte die verschiedenen Möglichkeiten durch, fügte Worte zusammen und versuchte, sämtliche Alternativen im Kopf zu behalten. Dabei war ich froh über die Ablenkung. Die Reime beschäftigten meine grauen Zellen und hinderten sie daran, in Dauerpanik über Andreas Situation zu verfallen.

»Herr Koeniger, Sie können Ihre Frau wieder aufs Zimmer fahren. Oder sollen wir einen Transport für sie organisieren?«

Das Krankenhaus hatte das Schieben der Betten outgesourct. Es gab so eine Art unterbezahlte Taxifahrer innerhalb des Krankenhauses, die auf Anweisung die Betten irgendwo abholten und wieder abstellten, ohne im Geringsten über die Patienten und deren Situation informiert zu sein. Die Bettschieber hätten genauso gut Wasserkisten oder UPS-Pakete über die Gänge fahren können. Bis so ein Bettentaxi auftauchte, würde es in jedem Fall lange dauern.

»Nee danke, das mach ich schon«, sagte ich schnell.

Und los ging's. Vorsichtig rollte ich das Bett durch die Krankenhausgänge und gab acht, dass ich nicht gegen die Ecken

schlug. Gleichzeitig versuchte ich, meine Zeilen nicht zu vergessen.

Hier in eurem Mittelalter ...

»Nicht so schnell!«, sagte Andrea. Sie war erschöpft. Wie eigentlich fast immer in letzter Zeit. Es war zum Verzweifeln. Sie kam einfach nicht zu Kräften. Sie schloss wieder die Augen. Während ich das Bett weiterschob, spielte mein Hirn im Hintergrundbetrieb Reimlexikon. Mittelalter, Mietverwalter, Walther ... warte mal, Walther von der Vogelweide, der liegt doch in Würzburg begraben, wenn man den einbauen könnte: *Bin dreimal besser als der Walther ... Welcher Walther?*

*Na, der von der Vogelweide,
dem ich hier den Vogel zeige,
ihn damit vom Hof vertreibe,
seinen Reim zu Tode reite.*

Wir waren im Zimmer angekommen. Für Andreas Geschmack etwas zu schwungvoll, parkte ich das Bett nahe am Fenster und griff mir schnell meinen Laptop. Das war ein kritisches Moment. Während der Fahrt und im Aufzug hatte ich die Zeilen im Geiste wiederholt, neue hinzugefügt und mir alles still vorgesagt. Jetzt brauchte ich höchste Konzentration, damit mir nichts entfiel.

»Mir ist schlecht«, hörte ich Andrea plötzlich sagen. Sie stöhnte laut. »Kannst du mir bitte eine Kotzschüssel herüberreichen?«

»Ich komm sofort.« Schnell versuchte ich den Rest meiner Reime einzutippen.

»Nein, gleich!«

Verdammt! Ich sprang an ihr Bett, löste eine Pappkotschale vom Stapel ihrer Zwillingsschwestern, die alle wohl in einem früheren Leben Eierboxen gewesen waren, und konnte sie noch so eben unter ihr Kinn halten, bevor Andrea sich erbrach.

Oh Mann, das ganze Frühstück von heute Morgen kam mir wieder entgegen. Wo sie doch eigentlich gut gegessen hatte.

Wie sollte sie denn da zunehmen? Ich putzte ihr den Mund ab, gab ihr etwas zu trinken.

Und wenn man das alte Walther-von-der-Vogelweide-Lied einbauen würde, ging es mir plötzlich durch den Kopf, so als eine Art Refrain? Wie ging noch mal der Text? Den hatten wir doch in der Schule gelernt. Und während Andrea erschöpft in die Kissen sank, summt ich auf eine soeben erfundene Melodie:

*Ich saß auf einem Steine
und deckte Bein mit Beine.
Drauf setzte ich den Ellenbogen
und hatt in meine Hand gezogen ...*

»Kannst du mir bitte die Füße massieren? Ich glaube, ich kriege wieder diese Kopfschmerzen«, unterbrach Andrea mich.

»Klar.« Manchmal gelang es mir, durch ausgiebige Massage der Reflexzonen ihre Kopfschmerzen zu lindern. Wie immer das auch zusammenhing. Ich steckte meine Hände unter die Decke und ertastete ihren Fuß.

Sie schloss die Augen. Ich bastelte weiter an meinen Reimen, während ich ihren Spann durchknetete.

*Hier im tiefen Mittelalter
find'st du dich inmitten kalter
selbst ernannter Sittenwalter ...*

Vielleicht war dieses Verseschmieden ja Teil einer unbewussten Überlebensstrategie. Ohne genau zu wissen, was ich da tat, flocht ich aus Reimen, Prosa und Pointen eine Art Schwimmreifen, der mich über Wasser hielt, der verhinderte, dass die Verzweiflung über mir zusammenbrach. Ich warf gewissermaßen Rettungsreime aus.

Irgendwann war sie eingeschlafen, und ich legte ihren Fuß vorsichtig aufs Laken. Ich stand auf, schlich mich zu meinem Laptop und tippte schnell ein paar neue Zeilen ein.

»Nicht aufhören«, murmelte sie plötzlich vom Bett her.

»Ich komme sofort, Schatz, ich will nur kurz ...«

»Nicht aufhören ...«

Seufzend sprang ich zum Bett. Ich wechselte den Fuß und nahm meine völlig unfachmännische Knetarbeit wieder auf. Dabei sumgte ich immer wieder den Refrain. Ich wollte die Melodie auf keinen Fall vergessen. Während eine Hand mit langsam schmerzenden Fingern ihre Fußsohlen eindrückte, fanden sich noch mehr Reime, die ich auf einen Zettel neben mir notierte. Dabei redete ich offensichtlich laut vor mich hin.

»Mit wem sprichst du da?«

»Mit niemandem. Versuch, ein bisschen zu schlafen.«

»Ich kann aber nicht, wenn du so laut bist.«

»Okay, ich bin still.«

»Kannst du den anderen Fuß noch mal machen?«

»Klar.«

Leider hatte ich keine Unterlage für das Blatt Papier. Der Kugelschreiber drückte auf der weichen Matratze immer wieder durch und hinterließ kleine Löcher.

*Du kannst doch keine Frau gewinnen
mit diesen weinerlichen Minnen.*

*Denn Frauen bleiben sittsam keusch,
solang du sprichst mittelhochdeutsch.*

Eine Schwester kam herein und warf einen kurzen Blick auf den Tropf. Sie öffnete das Zulaufventil ein wenig mehr. »Brauchen Sie irgendwas?«, fragte sie. Als ich den Kopf schüttelte, verschwand sie gleich wieder.

Ich wechselte die Knehtand, kurze Erleichterung bei der überbelasteten Linken, dann fiel mir etwas ein, das notiert werden musste, und ich stellte die alte Arbeitsteilung zwischen den Händen wieder her.

Wieder sumgte ich den Refrain. Diesmal gab es keine Beschwerden. Gleichmäßiges Atmen. War sie eingeschlafen?

*Wir jammen auf Lauten oder Gamben
Wir ham den Flow in uns'ren Jamben
Besonders werd'n die ja sich freu'n
Übers Hendijadijoin*

»Worüber lachst du?«

»Übers Hendijadijoin.«

»Hm«, machte sie, als wüsste sie genau, wovon ich redete.

Sie war eingeschlafen. Ich nahm meinen Zettel und versuchte, mein Gekritzel zu entziffern.